

The background of the book cover features a soft, warm sunset or sunrise sky in shades of blue and yellow. In the foreground, several dark, bare tree branches are silhouetted against the light, extending vertically and diagonally across the frame.

Ulrike Schwieren-Höger

Diese ganze

verfluchte

Sehnsucht

GEV



Diese ganze verfluchte Sehnsucht



Ulrike Schwieren-Höger

Diese ganze  
verfluchte  
Sehnsucht

GEV

© GEV (Grenz-Echo Verlag), Eupen (B), 2022  
www.gev.be  
buchverlag@grenzecho.be

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86712-173-6  
D/2022/3071/6

Lektorat und Korrektorat: Dr. Nadja Urbani  
Layout: GEV, Eupen

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet, diese  
Publikation oder Teile daraus auf fotomechanischem (Druck, Fotokopie,  
Mikrofilm, usw.) oder elektronischem Weg zu vervielfältigen, zu veröffentlichen  
oder zu speichern.

Printed in EU

Für Julia und Carola

„Probleme kann man niemals mit  
derselben Denkweise lösen,  
durch die sie entstanden sind.“

*Albert Einstein*

# 1

Dem Scheppern war eine unheimliche Stille gefolgt. Er hatte es geschafft. Das Radio lag auf der Straße. Und auch der Fernseher. Bei seinem MacBook hatte er gezögert, das Design, der satte Glanz: Eigentlich liebte er das. Doch auch dieses Teil war aus dem Fenster geflogen. Karl Prangenstädt schaute hinaus auf den Haufen Metall, Glas, Kabel. Lächerlicher Elektroschrott.

„Du wirst mein Leben nicht mehr vergällen!“, schrie er, griff mit beiden Händen nach ein paar Zeitungen, warf das Papier in weitem Bogen nach draußen, sah grinsend das Flattern der Blätter, knallte das Fenster so heftig zu, dass es scheppte, ging zum Kühlschrank, nahm sich ein Bier heraus, kickte den Metallhut ab, setzte sich an den Küchentisch und schob ein paar Tassen und Teller beiseite. Ruhe. Nichts bewegte sich.

Erschöpft schloss er die Augen. Er wollte sie nicht mehr hören, diese Hiobsbotschaften auf allen Kanälen, ob Fernsehen, Radio oder Internet. Krieg in Europa, Flüchtlingsströme, Propaganda, Hassbotschaften, Börsencrash, Vireninvasion, Coronapandemie, Gender-Sprech, Populistengeschrei.

Schluss damit.

Es war Zeit, sein Leben zurückzuerobern. Er packte einen Wurstzipfel, der auf dem Tisch lag, zerrte die Pelle ab und kaute lange, ohne Genuss. Ein bisschen Fett stärkt die Nerven. Hoffentlich.

Wenn er vom Tisch nach draußen schaute, war nichts Beunruhigendes zu sehen: der Himmel, sehr blau, über den satten Feldern der Börde. Obstbauminseln tupften ein paar dunkle Punkte in den wehenden Weizen, Bauernhöfe glänzten im Sonnenlicht. Seit Römerzeiten war das hier die ganze

Welt: Himmel, Feld, Hügel, Wiesen. Und gleich hinter dem Dorf der Wald. Unwegsam, dicht, einsam, durchsetzt von Windbrüchen.

Seitdem der Nationalpark die Gesetze schrieb, war das Nadelgehölz dem Untergang geweiht. Kahle Kiefern belagerten die Bergwälder wie abgenagte Gerippe und signalisierten Verwesung. Armeen von Käfern und Insekten wühlten im vermodernden Holz, Pilze durchdrangen die Fäulnis.

Das Bild war gewünscht: Auf 11.000 Hektar sollte die Rotbuche triumphieren. Auf den Lichtungen wucherten Hainsimse und Waldmeister, in den Auen gediehen wilde Narzissen. Gelb leuchtete das Eifergold, von dem jeder heimische Dichter mit sonnigen Zeilen schwärmte.

Nachts schlich die scheue Wildkatze durchs Gebüsch und fauchte für die düsteren Bilder der versteckten Kameras, und der Schwarzstorch verkroch sich in den mächtigen Buchenkronen, als suche er Schutz vor all den bösen Worten, die ihn seit Jahrhunderten als Künder von Not und Unheil diffamierten.

Seit 10.000 Jahren wand sich die Rur mit den kalten Wässern des Hohen Venn durchs Land, und an ihren Ufern lebte der sagenumwobene Eisvogel, ein blitzschneller Fischjäger, der in allen Farben des Regenbogens schillerte, und dem Eifeler Wunderheiler Hubert Wachtendonk als Sinnbild menschlicher Talente erschien: „Arm ist, wer seinen Eisvogel verfehlt! Seine Berufung versickert im Nichts. Er ist so gut wie nicht gewesen.“

Von all dem wusste Prangenstädt wenig. Die Natur war ihm gleichgültig. Aber ausgerechnet hier hatte er in einem Anfall von Wut seine Geräte zerstört. Er fröstelte und starrte ratlos aus dem Fenster. Statt Nachrichten zu hören, hätte er gleich nach draußen schauen sollen. Ihn erstaunte die Reglosigkeit, die Menschenleere, die Stille dieses Dorfs hart

am Rande des Nationalparks und dicht an der grauen Spur der B 265. In der Ferne pflügte ein roter Trecker durch die Felder, ein paar Spaziergänger tupften schwarze Striche ins Land, der Nachbarhund kläffte und das Gartentor quietschte im Wind.

Wie aus dem Nichts stand plötzlich der Vogel am Himmel. Die Flügel mächtig und weitgespannt, verharrte er vor dem Himmelsblau, ruhte ohne einen Flügelschlag auf dem Luftstrom wie in einem Federbett. Weiß, schwarz und rostrot schimmerte sein Gefieder in beinahe überirdischer Schönheit. Intensiv leuchtete der lange, gabelförmige Schwanz, der sich behutsam bewegte, und den Rotmilan in all seiner Majestät und Pracht direkt über das Hausdach steuerte.

Das Handy klingelte. Prangenstädt schreckte hoch.

„Wie geht’s? Was treibst du?“, fragte Freund Heinrich.

„Ich mache endlich mal gar nichts. Wollten wir das nicht immer?“

„Die Menschen brauchen ein Ziel, einen Sinn. Um den zu finden, brauchen sie andere Menschen.“

„Sag mal, hast du zu viel Politikergeschwätz gehört? Seit wann faselst du von ‚Menschen‘, früher waren das einfach Leute für uns. Dieses gestelzte Gerede geht mir auf die Nerven. Wenn ich das höre, denke ich sofort, die haben wieder einen Plan für mich, die überlegen, was ich tun und vor allem, was ich nicht tun darf“, sagte Prangenstädt. „Glaub mir, ich bin Journalist und stelle fest, dass fast alle Kollegen das Politiker-Geschwafel nachplappern. Ich will das nicht mehr wissen. Ich bin alt. Mir reicht es.“

„Dieses Einsiedeln bekommt dir nicht. Ich erzähl dir kurz was: Hab mich gerade endgültig von Ute getrennt. Das war völlig alternativlos. Wir hatten uns einfach nichts mehr zu bieten.“

„Weißt du eigentlich, was du da sagst?“, wetterte Prangenstädt. „Alternativen gibt es immer. Nur Diktatoren haben da keine Ideen. He, Heinrich, was ist los mit dir? Glaub doch nicht das Geschwätz, und vor allem: Quatsch es nicht nach. Wir haben 1968 zusammen Barrikaden gebaut. Erinnerst du dich? Schluckst du jetzt alles, was sie dir vorkauen? Haben dich die Testosteron-Spritzen um den Verstand gebracht?“

Kaum gesagt, tat ihm die Bemerkung leid. Das Altern ist ein schweres Geschäft, das spürte er selbst jeden Tag.

Heinrich hatte gegen den Lauf der Zeit ein eigenwilliges Konzept entwickelt: Immer häufiger ließ er sich von Frauen begleiten, die unübersehbar waren – und das lag nicht nur an ihren hohen Wangenknochen. Sexy gestylt, High Heels, tief dekolletierte Blusen, lange Haare und grellrote Lippen.

Ihre prüfend-skeptischen Blicke verrieten, dass sie nichts anfangen konnten mit dem Schlabberlook vieler deutscher Frauen. Sie brachten die Weiblichkeit auf den Punkt, nicht ganz dem westlichen Zeitgeist entsprechend, aber wirkungsvoll.

Heinrich gefiel das. Er hatte sich sogar das Nötigste an Russisch zugelegt und entsprach den Erwartungen: Als pensionierter Beamter beim Land NRW hatte er eine passable Pension, eine gepflegte Wohnung und einen netten Umgangston. Die Damen durften ihrem Ruf gerecht werden: Bemuttern, umsorgen, schön sein, Sex bieten. Nur eines klappte nicht, und das lag eindeutig an ihm: Heiraten würde er auf keinen Fall.

Jetzt stutzte er, überrascht, auf so viel Wut zu treffen. Eigentlich meinte er, in Prangenstädt einen Freund im Geiste zu haben. Musste er sich Sorgen machen?

Prangenstädt stöhnte leise. Was hatte er noch mit diesem Mann zu tun? Das Handy in der Hand spürte er Wehmut,

als habe er etwas verloren, das ihm kostbar erschien. Das diffuse Gefühl der Leere, das ihn schon seit Wochen quälte, hatte mit Heinrich einen Namen bekommen.

Er sah sich mit ihm in der *Filmdose* lauthals palavern, die Haare lang, die Zigarette und ein Kölsch griffbereit, manchmal ein Buch unterm Arm, gerne Wilhelm Reich, sperrig die Texte, aber elektrisierend die Theorie, dass jede psychische Erkrankung von einer Störung der sexuellen Erlebnisfähigkeit herrühre. Das Therapieziel: die orgasmische Potenz.

„Lächerlich“, dachte Prangenstädt, „vielleicht versucht Heinrich das heute noch.“

Er hielt das Handy weit vom Ohr, um nicht jedes Wort hören zu müssen, reckte sich energisch und versuchte, mit der freien Hand seine Jeans über den nackten Bauch zu ziehen. Vergeblich. Vielleicht sollte er endlich mal abnehmen oder wenigstens Hosenträger kaufen, damit die Blue nicht ständig rutschte. Blöd, der Gedanke. Wie das wohl aussehen würde, Jeans mit Hosenträgern? Geht gar nicht. Oder doch? Vielleicht wird das mal Kult oder ist es schon: Jeans mit Hackett-Hosenträgern.

Heinrich war jetzt beim Schlusssatz. Ihm war klar geworden, dass dies nicht die Zeit war, von alten Sehnsüchten und neuen Partnerinnen zu reden. Er wünschte einen guten Tag, stockte dann: „Bist du eigentlich in der Nähe von Vogelsang? Wenn ja, das solltest du dir ansehen. Schaurig-schön. Dort hatten die Nazis eine Ordensburg – für die Elite ihrer Zunft. Und noch ein paar Kilometer weiter, in Hürtgenwald, haben sie den Blutzoll drastisch erhöht. Als der Krieg längst verloren war, lieferten sie sich dort 44/45 mit den Amerikanern die längste Schlacht des ganzen Gemetzels. Selbst Hemingway hat als Kriegsreporter darüber berichtet – fassungslos. Schlechte Schwingungen, wenn du mich fragst. Aber das

weißt du ja sicher selbst. Vielleicht inspiriert es dich sogar. Lass es dir gut gehen.”

Prangenstädt legte das Handy auf den Tisch und hatte das Gefühl, in zähem Schleim zu stecken. Jede Bewegung war anstrengend. Diese schwarzen Wälder hinter dem Dorf erschienen ihm plötzlich als Schauplatz eines düsteren Films. Wie viele Tote hatten sie begraben, wie viele Gebete waren in ihnen gesprochen worden, wie viel Blut hatte diese Erde geschluckt? Müde sah er sich um, versuchte einen klaren Gedanken zu fassen.

Langsam öffnete er das Fenster und schaute hinaus, nach oben, wo kein Rotmilan mehr durchs Blau surfte, und nach unten auf den Schrott.

Ob er auch das Handy entsorgen und jede Verbindung zu seiner bisherigen Welt kappen sollte? Nein, erst mal nicht. Er schaute sich um. Immerhin: Den Radiowecker hatte er aus dem Fenster geworfen. Nichts und niemand musste ihn mehr wecken. Und das Wichtigste: Auf dem Land konnte er nun den Rückzug proben, ein paar Wochen oder Monate. Einsam und unerkant.

Plötzlich sehnte er sich nach einer Dusche, als könne er die üblen Gedanken einfach abwaschen. Langsam ging er ins Bad, kämpfte ein paar Minuten mit dem altersmüden Boiler und ließ sich, als das Gerät nicht aufheizte, zitternd das kalte Wasser über den Leib laufen. Immerhin, anschließend fühlte er sich erfrischt und beruhigt.

Als es wenig später an der Haustür klingelte, zögerte er, warf sich dann aber entschlossen seinen Bademantel über, ging zur Tür und öffnete sie vorsichtig einen Spaltbreit. Der Nachbarbauer.

„Ich mos mem Trecker erop un eraf. Dat Jerömpel es em Wääch.”

„Ach so. Hätte ich fast vergessen. Ich räum das gleich weg.“

Der Nachbar hatte jetzt einen bohrenden Blick, in dem ein deutliches Zweifeln nistete: Er wollte wissen, was dieser Mann hier zu tun hatte, ob er gedachte, lange zu bleiben oder ob er nur hier war, um die alte Hütte zu verkaufen. Er kannte ihn nicht, und das gefiel ihm ebenso wenig wie das, was er vermutete: Ein Langschläfer und Faulpelz war der Alte, offensichtlich zu nichts zu gebrauchen. Die Haustür fest verschlossen und hinter den schmutzigen Fenstern wenig Aktion. Nicht einmal vorgestellt hatte er sich. Das allein war schon eine Beleidigung. Und dann dieser Aufzug: Es war 11 Uhr morgens, und der Mann stand da im Bademantel. Ohne Gürtel hielt er die Vorderseite des Frotteeteils dauernd zu. Trotzdem war deutlich der nackte, dicke Bauch zu sehen.

Der Bauer konnte nur mühsam seinen Zorn verbergen und sah Prangenstädt herausfordernd an. Er verlangte eine Erklärung. Schließlich hatte er noch nie Elektroschrott in seiner Straße gefunden, und er war nicht willens, sich mit dem Müll abzufinden. Womöglich hatte der neue Nachbar bis 10 Uhr gepennt und dann den Entschluss gefasst, seinen Müll aus dem Fenster zu werfen. Der Bauer war einiges gewohnt, er hatte hier schon Städter erlebt, die ihm allen Ernstes das Setzen von Kartoffeln beibringen wollten, aber mit so etwas hätte er niemals gerechnet.

Prangenstädt spürte seine Wut und setzte auf freundliche Konversation. Betont höflich fragte er nach der Adresse einer Abgabestelle für den Elektrokram.

„Dat kommt alle zwei Wauch ewäch. Käne se de Plaan net?“

Prangenstädt schüttelte den Kopf. Er hatte keinen Plan. Aber er versicherte, er wolle sich darum kümmern und lächelte dem Mann so freundlich zu, wie es ihm möglich war. Dann trat er einen Schritt zurück, um anzudeuten, dass

er jetzt die Tür schließen und sich anziehen wolle. Doch der Bauer ließ nicht locker. Er zog die Stirn unter dem schütteren, rotblonden Haar in Furchen, versenkte die Hände in die verbeulten Taschen seiner Latzhose und hatte eine Idee, die den Alten doch noch nützlich machen könnte:

„Wollen se Eärpel? Bis Schleiden bräng ich se. 8 Euro de Sak.“

„Später, später, ich muss mich erst mal einleben und weiß nicht, wo ich so was lagern könnte.“

Energisch nahm er den Türgriff in die Hand, was den Bademantel ins Rutschen brachte.

„Gehen Sie auch so gerne spät am Vormittag duschen?“, fragte er hastig, um den Mann vom Anblick seines nackten Bauchs abzulenken. Der Bauer hatte jetzt einen hochroten Kopf unter strähnigen Haaren und stierte ihn ungläubig an. Dann schüttelte er beinahe beleidigt den Kopf, drehte sich um und ging in Richtung Stall.

Dies hier würde nicht leicht werden.

„Du wirst dich daran gewöhnen“, sagte Prangenstädt laut. „Das Land wird dir das Leben erklären. Hier ist alles ganz ruhig und einfach.“

Ohne lange Überlegungen hatte er sich mit ein paar Koffern eingenistet – auf Landflucht sozusagen. Das Haus von Erbtante Wilhelmine war verwohnt und lieblos eingerichtet. Er meinte, den Muff von zu vielen Tagen voller Steckrüben zu wittern.

Auf einem Foto an der Flurwand wirkte die Tante streng, diszipliniert – mit ihren ondulierten Haaren und den schmalen Lippen, die von Ordnung erzählten. Sie war ihrem Mann in die Eifel gefolgt und hatte als Lehrerin gearbeitet, respektiert, aber nicht verwurzelt, wie sie Prangenstädt gestand, als er sie einmal besucht hatte. Damals wütete sie gegen einen Polizisten, der ihr die Schuld an einem Verkehrsunfall an-

hängen wollte, und sie hoffte, dass Prangenstädt als streitbarer Journalist fähig sei, ihr beizustehen.

Er war mit ihr aufs Revier gegangen und hatte tatsächlich mit langem Palaver und der Androhung einer Veröffentlichung wegen falscher Behauptungen erreicht, dass die Anzeige zurückgenommen wurde. Diese Begegnung musste sie für ihn eingenommen haben. Jedenfalls war sie auf die Idee gekommen, ausgerechnet ihm, dem überzeugten Stadtindianer, diese Bruchbude zu vererben – ohne weiteren Kommentar.

Nach ihrem Tod hatte er das Haus kurz besichtigt, unsicher, was er mit dem Erbe anfangen sollte. Und seit ein paar Tagen lebte er hier. Manchmal machte es ihm Spaß, durch die Räume mit den verschlissenen Blümchentapeten zu stromern, ja, er ertappte sich dabei, geradezu nach Überraschungen zu suchen. Und nachts, wenn er im Bett mit offenen Augen um Schlaf rang, lauschte er dem tiefen Seufzen des Hauses, diesem Knistern und Knarren, das von Jahren in Sturm, Regen, Sonne und Kälte erzählte, von Generationen, die gekommen und gegangen waren.

Der wuchtig verzierte Holzschrank aus Kaiser Wilhelms Zeiten hätte so manche Geschichte erzählen können – von Soldaten, die einquartiert worden waren, sieben Männer in einem Zimmer, von Luftkämpfen über dem Dorf, von Panzern, die den Boden aufpflügten und hohe Wälle an den Straßenrändern aufschaukelten, von dieser Angst, im Bombenfeuer zu verbrennen.

Langsam ging Prangenstädt auf den Schrank zu, betrachtete die beiden geschnitzten Holzkästen auf dem Unterschrank und das Mittelstück mit seinen Fensterchen aus Butzenscheiben. Dann hatte er eine Idee: Er holte einen Stoffhasen ohne Knopfaugen und eine Plüschkatze, die er auf dem Dachboden gefunden hatte, und setzte sie oben auf

dem Schrank in Szene. Der Hase ließ seine langen Ohren über den kleinen Holzzaun hängen, und Prangenstädt freute sich mit ihm: Er hatte alle Zeiten überlebt.

Als Nächstes war die untere Schranktür an der Reihe. Sie klemmte. Energisch suchte er ein Messer und hebelte sie auf. Zum Vorschein kam ein Stapel vergilbter Zeitungen, darunter ein Fachblatt für Tomatenzucht. War das ein Zeichen? Wie schön sie waren, diese Tomaten. Ob er so etwas anbauen sollte? Er könnte sich in Ruhe einarbeiten. Hätte eine Aufgabe. Unbelastet von allem, was er vergessen wollte.

Er schaute aus dem Küchenfenster. Eine mächtige Sommerlinde mit ihren herzförmigen Blättern und den weit ausladenden Ästen stand vor dem Haus. Der meterdicke Stamm erinnerte ihn an eine Fernsehdokumentation über Kelten und ihre Kultplätze. Umgeben war der uralte Baum von Höfen, in die Jahre gekommen, aber malerisch. Ein Ensemble ländlicher Schönheit, Fachwerk, Bruchstein, Türen und Tore, hinter denen Arbeit wartete.

Wenn Prangenstädt es sich recht überlegte, roch hier alles nach Arbeit auf der Scholle. Eigentlich nicht sein Ding. Aber er wäre in guter Gesellschaft: Zwei Drittel der Bauern im Kreis Düren ackerten nur noch im Nebenerwerb. Sie betrieben Feldwirtschaft, hielten Milchkühe oder lebten von der Pferdezucht.

Ginge es auch mit Tomaten? Neue Sorten könnte er züchten, ein Tomatenmeister in seinem Tomatenreich, abgelegen und aus der Welt gefallen. Das könnte seinem Leben einen völlig neuen Inhalt geben.

Er blätterte in der Broschüre. Mehr als 2.500 Sorten sollte es geben. Unglaublich. Wenn er sich jetzt mit Tomaten beschäftigen würde, hätte er immer den Kopf voller Pläne: Welche Sorte probiere ich aus? Es gab nicht nur rote, auch gelbe, violette, gestreifte. Und dann die Formen, hübsch wie

Birnen oder Kirschen, oval, flach, wellig. Wunderbar. Er begann sich vorzustellen, Tomaten zu lieben. Im Winter könnte er Bücher lesen über erfolgreiche Tomatenzüchter und ihre Geschäfte. Wie sie ihre Paradiesfrüchte nach Übersee verschifften oder in Flugzeuge karrten, wie sie immer neue Märkte erschlossen und alle Welt süchtig machten nach dem prallen, roten Gemüse.

Er wurde hibbelig. Vielleicht gab es sogar jemanden, der damit reich geworden war! Er schlug sich vor den Kopf. Ja, sicher gab es den. Er dachte an die eleganten Glasflaschen mit dem Schraubverschluss: *Heinz* und sein Ketchup.

Aber lebte dieser Heinz überhaupt, vielleicht irgendwo in den Weiten des amerikanischen Westens oder war er nur der personalisierte Teil eines Tomatenmythos, der dank modernster Marketingmaßnahmen schon seit Jahrzehnten um die Welt ging? Schließlich brauchte Prangenstädte Vorbilder. Er schüttelte den Kopf. Aber doch nicht solche Vorbilder. Wann lernte er es endlich, wann kriegte er das Kapitalistendenken aus dem Kopf? Genau das hatten sie doch schon 1968 den Bürgern einzubläuen versucht, dass es pervers sei, das Konsumieren und das Geld scheffeln.

Er stutzte: Was war das? Seine Tomatenbroschüre war plötzlich von ein paar Tropfen getroffen worden. Er schaute nach oben. Tatsächlich, von der Decke flog etwas Nasses auf sein Heft, auf den Tisch. Dann hörte er es über sich rascheln und scharren.

Er schnüffelte an dem Papier, verzog das Gesicht aufgrund des ätzenden Geruchs, sah verdächtig gelbe, feuchte Flecken an den Seiten.

„Das darf nicht wahr sein“, flüsterte er. „Da oben auf dem Dachboden lebt ein Vieh, was auch immer, und pinkelt mir auf den Tisch. Das riecht eindeutig wie Katzenpisse! Hau ab, du Miststück!“

Prangenstädt sah sich Hilfe suchend um. Sein guter, alter Ghetto-Blaster fiel ihm ein. Er musste noch in einem der großen Koffer liegen und war deshalb nicht aus dem Fenster geflogen.

Er holte das Gerät, legte eine Scheibe der Rolling Stones in das silbrige Kästchen, drehte den Regler bis zum Anschlag. „19th Nervous Breakdown“. Dumpf, laut und heftig dröhnten die Bässe, das Gerät stöhnte unter der Last der Lautstärke. „Yeah“, schrie er und noch mal „Yeah“. Dabei schwankte er im Takt hin und her, so gut es sein Alter und das wacklige Knie zuließen, und stieß dabei mit dem Besenstiel gegen die Decke.

„Na, schallt es dir schon in den Ohren, du Mistvieh?“, schrie er. „Meinen Esstisch zu beissen. Eine Unverschämtheit!“

Er setzte sich eine rote Wollmütze auf, nahm einen Lappen und wischte die Tropfen vom Tisch, dann schnüffelte er vorsichtig an dem Tuch. Es roch ätzend.

Nervös schlurfte er hin und her, schüttelte den Kopf und zog Grimassen. Er spähte nach draußen auf der Suche nach Rettung und sah eine Alte in kleinen Schritten über den Hof tippeln. Die Füße in schmutzigen Schuhen, ein Wickeltuch um die Schultern, das eisgraue Haar zum Knoten gebunden, guckte sie misstrauisch in den Himmel.

„Ich geh zum Bahnhof“, krächzte sie. „Will weg. Endlich weg. Weg aus der Sackeifel.“

Erst jetzt sah Prangenstädt, dass sie schwer an einem Beutel trug, den sie über die Schultern geschwungen hatte. „Weg hier!“

Sie schrie die Worte so laut, dass jeder es hören musste in diesem stillen Winkel. Die Tür des Haupthauses schwang auf und ein schlankes Mädchen mit langen, strähnigen Haaren stürmte heraus: „Komm, Ömchen, komm wieder rein“, rief es, rannte auf die Alte zu und streichelte ihr den

Arm. „Komm, wir kochen Milchbrei. Den magst du doch so gerne, den kannst du mümmeln.“

Die Alte versuchte weiterzugehen, doch das Mädchen hielt sie an einem Zipfel des langen Rocks fest. Seufzend stierte die Frau vor sich hin, während ihr das Mädchen zärtlich über die Wange strich und etwas ins Ohr flüsterte.

Das Glück ist nur da zu finden, wo du mit liebendem Blick hinschaust, dachte Prangenstädt.

Plötzlich entdeckte die Frau ihn und seine knallrote Mütze hinter dem Fenster, starrte ihn an, den Mund offen, reglos. Dann stieß sie einen lauten Schrei aus, schrie und schrie, immer wieder nach Luft ringend, mit dem Finger auf das Fenster zeigend, obwohl dahinter längst kein Prangenstädt mehr stand, weil er hastig zurückgegangen war ins Dunkel seiner Küche.

Wir hoffen, dass dieses Buch Ihren  
Erwartungen gerecht wurde!  
Bitte teilen Sie uns  
Ihre Anmerkungen oder Kritik mit.  
Wir freuen uns über jede Anregung  
und jeden Verbesserungsvorschlag.  
Der Austausch mit unseren Leserinnen  
und Lesern liegt uns am Herzen.

GEV (Grenz-Echo Verlag)  
Marktplatz 8  
4700 Eupen (B)  
Tel. +32 (0)87/59 13 03  
buchverlag@grenzecho.be  
www.gev.be



Können Sie auch keine Nachrichten mehr hören? Karl Prangenstädt ergeht es so. Er entsorgt Fernseher und Notebook, zieht in ein Eifeldorf und verbringt grummelnd die Tage in seinem Bademantel mit immer mehr Schnaps.

Plötzlich steht ein merkwürdiger junger Mann vor der Tür. Wenig später kommt Luise, die Liebe seines Lebens. Gemeinsam haben sie während der Studentenbewegung demonstriert, voller Sehnsucht nach einer besseren Welt. Das Wiedersehen ist turbulent und ernüchternd. Zu unterschiedlich sind ihre Erfahrungen: Karl hat als Kriegsreporter alle Illusionen verloren. Luise liebt die Meditation und organisiert Kurse zur Selbsterfahrung auf idyllischen Mittelmeerinseln. Vor allem aber glaubt sie an die Kraft der Gedanken zur Schaffung positiver Energien. Und die will sie einsetzen. . .

Ein Roman über Liebe, Protest und vergessene Träume –  
heiter, melancholisch und hintergründig.

ISBN 978-3-86712-173-6



9 783867 121736

www.gev.be

15 Euro